

Eilig zog er den nicht länger Widerstrebenden mit sich und führte ihn dieselbe Straße, auf der er hergekommen war. Schweigend, jeder von seinen eigenen Gedanken umkreist, ließen sie den Wald in dumpfem Rauschen hinter sich. Auf der letzten Höhe vor der Stadt hielten die beiden Männer an. Der Nachtwind hatte sich aufgemacht, die Wolken vom Himmel wegzufegen. Silberschimmerndes Mondlicht ergoß sich in warmer Klarheit über Hügel und Wiesen und tauchte das schlafende Bischofswerda in wunderbar träumerischen Glanz. Birckners Arm deutete auf die mauerumfriedeten, eng sich schmiegenden Häuser unten in der Senke.

„Siehst du, Bernhard, deine Treue gegen den Bischof, die diente nur einem Einzelnen, und dein Haß gegen den Kurfürsten, der trifft auch nur den Einen. Aber da unten, da warten viele auf deinen Dienst und deine Treue. Willst du nicht wieder helfen, mitzubauen und mitzuarbeiten am Wohle unserer guten Stadt Bischofswerda?“

Bernhard Tanner dachte nicht mehr ans Ablehnen. Mit festem Druck schlug er in die dargebotene Rechte ein, und die zwei Bürgermeister stiegen in gleichem Schritt und Tritt den lindenerüberdachten Berg herunter nach dem Bauzener Tor.

Hoch droben aber um den steinernen Turm der wetterharten Stadtkirche funkelten die ewigen Gestirne in flimmerndem Reigen.

Der Himmelswagen

Nacht für Nacht seit Weltenbeginnen rollte am Firmament der Himmelswagen dahin, gefügt aus kristallinen Sternen und getrennt durch den unendlichen Raum von dem letzten steigenden Rauch aus den Hütten der Menschen. Leuchtend fährt der Himmelswagen von Abend bis Morgen über die azurne Himmelswölbung, die sich über der Erde rundet. Was ist seine Fracht?

Die Schicksale der Staubgeborenen, ihrer Städte, ihrer Reiche.

Welche Schicksalsfracht barg der Himmelswagen für die Türme des bischöflichen Stolpens?

Sie überdauerten die wechselnden Herrscher und trotzten den wechselnden Feinden. Sie kerkernten verschmachtende Gefangene ein, bis menschlichere Zeiten die lichtlosen Gefängnisse sprengten. Und solange wetterten Sonne und Schnee um ihre ragenden Kranzzinnen, bis die basaltgegründeten Türme einer nach dem andern zerbröckelten und herabsanken, nur noch Wegweiser in der Vergangenheit zu sein.

Und wie vollendete sich das Geschick des letzten der Meißner Bischöfe? In der Todesnacht Johannes von Haugwitz, als er in den Armen seiner Frau um den vergehenden Atem rang, schlug am Schloßportal zu Ruhetal der Sturm den Bischofsschild mit dem Wappen der von Haugwitz herunter, daß er splitternd zerbarst. Mit dem letzten Bischof war zugleich der letzte Haugwitz dahingegangen.

Trotzdem über seinem Leben der Verzicht herrschend gestanden hatte, blühte ihm dennoch die seltene Gnade, sein eigenes, reines, hohes Menschentum ausleben zu dürfen bis ans Ende. Im Verzicht überwand er die trüben Erfahrungen seiner jungen Mannesjahre.

Und er lebte lange genug, um zu erkennen, daß nichts in seinem Leben des planvollen Waltens der Vorsehung entbehrte. Seine zaghafte Unentschlossenheit, die ihn überall um ein volles Glück betrog, hatte sein müssen, und auch der Sieg der Bosheit hatte sein müssen, damit ein ganzes Land abschütteln durfte die rostigen Fesseln mittelalterlichen Seelenzwanges. Aus dem Ende der Bischofsmacht erwuchs der Anfang einer neuen Zeit, wie denn alles Ende zugleich Anfang ist und jeder Tod den Keim zum Leben in sich trägt.

Agnes von Haugwitz genoß zwölf friedvolle, kinderlose Ehejahre an der Seite des Mannes, den sie liebte, verraten hatte und dennoch liebte. Ihre Kinderlosigkeit trugen sie beide als einen gerechten Ausgleich für gewesene Schuld.

Als der Tod das stille Paradies ihrer Zweisamkeit vereinsamte, trieb das Verlangen heißer Mütterlichkeit Agnes in eine zweite Ehe.

Wunderlich genug verschlug das Schicksal sie wieder in ihre Lausitzer Heimat. Oben auf dem Stolpen ward sie viermal Mutter. Es mag der Gattin des Schloßhauptmanns von Wehse eigen zumute gewesen sein, wenn sie zwischen den Türmen von Stolpen umherging und jener einen Nachgedachte, da sie als Agnes von Haugwitz hier oben geweiht hatte. Aber die anspruchsvolle und widerspruchreiche Gegenwart setzte mit jedem Tag den Trank des Vergessens an ihre Lippen, bis alles Vergangene, was einst so blutheißes Leben erfüllte, nur noch wie ein buntverwobener Traum dahintenlag.

*

Und der Himmelswagen hielt auch sein Schicksal bereit für die Mauern, welche schützend die Stadt Bischofswerda umzogen.

Nach dem Geplänkel der letzten deutschen Fehde, die hier auf sächsischem Boden ausgetragen ward, sollte der Ernst des Krieges mit seinen furchtbaren Schrecken die arme Stadt überziehen.

Stürme kamen dahergebraust und brachten viel Blut, viel Tränen und sengendes, aller menschlichen Gewalt spotzendes Feuer mit sich.

Vorher aber deckte in der Stadtkirche ein Zeichenstein die beiden befreundeten Bürgermeister Bernhard Tanner und Jakob Birckner. Es war ihnen vergönnt gewesen, sich sterben zu legen, ehe Brand und rasende Kriegstürme die Arbeit ihres Jahrhunderts zunichte machten.

Ende.

Die Weberei im volkstümlichen Ausdruck

Von Dr. Curt Müller, Löbau

Spinnen und Weben gehören zu den urchältesten Gewerben der Menschheit. Kein Wunder, daß jede Sprache, auch die deutsche, in ihrem Sprachbilderschatz manchen Niederschlag von diesen Handwerkern erfahren hat. Wieviel mehr wird unsere heimische Mundart sprachliche Beziehungen zu diesen Tätigkeiten aufweisen und Ausdrücke und Redensarten enthalten, die auf die in der Oberlausitz seit Jahrhunderten heimische Weberei hinweisen! Zunächst einiges vom Spinnen. Aus der Zeit, da noch in jedem Bauernhause und wohl auch im Bürgerhaushalt selbst gesponnen wurde, stammen die Redensarten, die sich besonders auf Erzählungen beziehen. Eine Geschichte ist „lang ausgesponnen“. Bei einer Erzählung „knüpft man an etwas an“. Manchmal ist eine Geschichte oder eine Situation aber sehr „verwickelt“. Ein Seemann „spinnt sein Garn“, wenn er etwas erzählt. Mancher „verliert aber den Faden“ bei einer Darstellung. „Da spinnst sich eine nette Geschichte an“, sagt man wohl, wenn die bedenkliche Entwicklung einer Angelegenheit zu beobachten ist. Besonders unter jungen Leuten „spinnst sich manchmal etwas an“, d. h. die Fäden von Herz zu Herz. Doch wenn eine Herzenssache noch „so fein gesponnen“ ist, sie kommt doch durch die Neugier der lieben Nächsten endlich „an die Sonnen“. Es ist dann gut, wenn jemand „kein Berg am Rocken hat“, d. h. keine Fehler begangen hat, die Anlaß zu übler Nachrede werden können. Wer in der Spinnstube noch Berg am Rocken hatte, der wurde als faul von den anderen Rockengenossinnen verspottet. Auch ein Kampf „entspinnt sich“, und manche schwierige Sache muß „abgewickelt“ werden. Oft jagt jemand einem „Hirngespinnst“ nach. Wenn wir mit „jemand keinen guten Faden gesponnen“ haben, so werden wir ihm möglichst aus dem Wege gehen. Manchmal „reißt uns aber bei Freunden oder Verwandten der Geduldsfaden“. Böse Zungen lassen oft „keinen guten Faden an einem anderen Menschen“. „Wie ein roter Faden“ zieht sich manchmal eine